Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

✶ Bücher-Rundschau ✶

Redaktion: Dr. F. Rieter

Emil Staigers Goethe-Werk

Hat uns Goethe heute noch etwas zu sagen? Diese Frage ist eigentlich keiner Antwort würdig. Doch weil sie offenbar häufig gestellt wird, weist sie *Staiger* im Vorwort zu seinem Goethe-Werk, dessen erster Band im *Atlantis*-Verlag in Zürich erschienen ist, auf das entschiedenste zurück. Denn Goethe auf das Heute reduzieren, das hieße ihn auf die eigene Armut reduzieren. Die Geschichte des Heute ist noch nicht geschrieben und wird auch nicht so bald geschrieben werden; aber Goethes Geschichte hat sich nun abgeklärt. Staiger wendet sich um so lieber weg von der Gegenwart, einem großen Vergangenen zu, als ihm unsere Zeit kulturlos scheint: «Daß eine solche» (eine neue Kultur) «noch nirgends sichtbar, daß es sogar für ein Ahnen und Hoffen längst zu spät oder viel zu früh ist, wer dürfte das im Ernst bezweifeln?» Es fragt sich, was man unter Kultur versteht. Ist es die Einstimmigkeit der menschlichen und künstlerischen Äußerungen einer Epoche? Dann hat schon die Goethezeit keine durchgehende Kultur mehr besessen. Ist es die hervorragende Leistung Einzelner? Dann erscheint Kultur auch heute noch möglich, wenn auch bedeutend erschwert gegenüber der Goethezeit. Jedenfalls ist es ein schönes Geschäft, sich dem Vergangenen zuzuwenden als dem «Hort verscherzter und vergessener, aber lebendiger Möglichkeiten». Und Goethe ist für Staiger wohl die größte und reinste Möglichkeit, Möglichkeit eines vollkommenen Menschseins, welches zu allen Zeiten selten genug gewesen ist. Bei Goethe leuchtet und tönt, was wir ersehnen, der «strahlende Grundakkord».

Wenn wir die Deutung eines längst bestehenden Dichterworts angehen, betreten wir den Raum der Historie. Unser Forschen wird notwendig ein historisches sein. Das heißt, wir suchen «den Dichter in den Bedingungen seiner Zeit und seines Raumes auf». Die bewußte Wendung zur Historie ist bei Staiger noch ziemlich jung. Sie bedeutet die Abkehr von der reinen Stilkritik, Abkehr vielleicht auch von jenen großartigen «Grundbegriffen», welche die Fülle bestehender Kunst auf metaphysischem Grunde zu verankern suchten. Historische Forschung ist für einen Wissenschafter, der von jenen abstrakteren Bereichen herkommt, zunächst ein Akt der Selbstverleugnung. Er nimmt nun nicht mehr jenen jähen Anlauf vom Kunstwerk direkt zu den Wesensgesetzen des Daseins hinüber, wie er etwa beim Auslegen Hölderlins in einem gewissen Maße sinnvoll erscheint. «Man kann nie genug wissen»: ich erinnere mich, diesen Ausspruch als Student bei Staiger gehört zu haben. Aber auch der unermüdlichste Forscherfleiß würde zuletzt einer Erscheinung wie Goethe gegenüber versagen. Es bedarf auch einer hohen Intuition und eines gewaltigen Könnens, damit, wie bei Staiger, ein prächtiges Werk entsteht.

Wir sehen einen Goethe in großen Zusammenhängen. Die Bemühungen des Dichters um das Theater zum Beispiel werden an der Theatertradition von Gottsched bis Lessing gemessen; im «Tasso» sind sie abgegrenzt gegen das streng höfische Dichten Racines; das Barocktheater, Shakespeare, die griechischen Tragiker grüßen herüber. Oder Goethe als Dichter eines Romanes: Welches sind die Bedingungen dieser Gattung im ganzen, welches sind Goethes Vorbedingungen im einzelnen? Wie verhält sich der deutsche (belehrende) Roman zu dem eines Balzac? Ein solches Problem wird oft mit einem einzigen Streiflicht aufgeleuchtet, aber so treffsicher, so scharf, daß wir es dauernd im Auge behalten. Das ganze Abendland scheint Staiger gegenwärtig; ein ungeheures und dennoch lebendiges Wissen breitet er aus. Und dieses Wissen ist nicht Selbstzweck, sondern durchaus auf die Sache zurückbezogen.

Nun steht es dem Interpreten frei, weiter auszuholen oder auch, der historischen Methode unbeschadet, näher am Texte zu bleiben. Staiger holt oft sehr weit aus, zum Beispiel wenn er der Darstellung von Goethes Jugendschwänken eine allerdings kurzgefaßte Theorie des Komischen vorausschickt. Die Schwänke selber wird niemand überschätzen, und zu ihrem Verständnis bedürften wir wohl kaum der Theorie. Aber sie ist als solche fesselnd, wir lesen sie gern um ihrer selbst willen. Auf ähnliche Weise könnte man fragen: Ist es nötig, daß wir von der Iphigenie her den Begriff der Theodizee berühren? An sich sind solche Fragen nicht zu entscheiden. Es kommt einzig auf die Kraft des Interpreten an, ob er uns die weiten Zusammenhänge auch als die notwendigen erhellen kann. Diese Kraft ist bei Staiger außergewöhnlich. Und man wird auch nie vergessen dürfen, wie seine Interpretationskunst doch immer wieder ins Menschliche zurückkehrt. Es ginge nicht anders an, zumal bei Goethe. Wir sehen zwar einen Goethe in großen, weltliterarischen Zusammenhängen; aber wir sehen ihn zugleich in seinem persönlichsten Werden. Und das Privateste und das Allgemeinste gehen oft überraschend in eins zusammen.

Es sei nun ein Vorzug erwähnt, den zwar alle Bücher Staigers besitzen, der aber bei einem Werke von über fünfhundert Seiten besonders erstaunlich ist. Der Autor legt sich Rechenschaft ab von jedem Satze, den er schreibt. Seine Sprache ist durchaus geprägt, Hochsprache fast, und doch in ihren schönsten Abschnitten wieder ganz mühelos, besonders dort, wo sie sich weniger auslegend als vielmehr berichtend gibt. Die Schilderungen von Goethes Eltern, des Fürsten Karl August, der Frau von Stein sind höchst eindrücklich. Und überall schlägt unser Herz höher, wo es ins Konkrete geht, zum Beispiel zu Beginn des Kapitels «1786», wo an dem Unternehmen einer verfrühten Gesamtausgabe der Werke die langsame, von der Natur auf große Zeiträume veranschlagte Entwicklung Goethes auf einmal faßlich wird. «Uns beschäftigt hier ... die Frage, wie Goethe sich selber unmittelbar vor der italienischen Reise als Dichter in seinem Gesamtwerk verwirklicht sah, mit welchen Gefühlen er sich die geplanten acht Bändchen ausgedacht haben mag. Es scheint nicht anders möglich: es muß ihm übel zumute gewesen sein, als er in allen Fächern seine Siebensachen zusammensuchte und seinen Schriften einverleibte» (526).

Bei gewissen Kapiteln allerdings kann man sich fragen, wie der Stil des Buches, dieser unerbittliche, präzise, immer gehobene Interpretationsstil, zu dem behandelten Gegenstande paßt. Manche Jugendwerke Goethes sind einzig der Laune eines Augenblicks entsprungen, und es kümmerte sich kein Mensch mehr um sie, wenn sie nicht von den verpflichtenden Werken mitgerissen worden wären in die Unsterblichkeit. Kann man verbindlich sprechen über das Unverbindliche? Auch werden ja herrlichste Dichtungen wie Faust oder Wilhelm Meister hier in ihren ersten und vorläufigen Fassungen behandelt. Es gilt nun einzusehen, daß gerade im rasch Hingeschriebenen oder im Vorläufigen eine Spannung zwischen dem einzeln Realisierten und dem ganzen Dasein Goethes entsteht, jenem Dasein, welches «musterhaft in Freud und Qual» gewesen ist auf dieser Erde. Auch hat ja der junge Goethe noch kaum anders schaffen können als im Blitzlicht begnadeter Augenblicke, rasch mit dem Bleistift quer über die Seite weg; rafft er doch sein liebendes Erleben noch im hochgemuten, entzückten Augenblicke zusammen. Aber gerade dies Widerspiel zwischen unvollkommen Realisiertem und vollkommen Empfundenem ist reizvoll. Staiger würdigt jedes Werk zunächst als das, was es ist; er übereilt nichts, er verweilt und sondert die mannigfachen Bezüge aus; und dann läßt er das Einzelne doch wieder durchschimmern auf jenes Große Ganze, dessen vorläufiger Ausdruck es ist. So erscheinen gerade auch die Kapitel über unscheinbarere Dinge wertvoll, über die Leipziger Lyrik oder die ersten Naturstudien in Weimar.

Das Ganze aber, von dem wir reden, der «strahlende Grundakkord», was ist es anderes als die unvergleichliche Kraft der Bejahung, die Goethe ausstrahlt? Wir dürfen sie Liebe nennen. Überall zielt er auf den reichen und schönen Menschen ab, der mit sich selber wie mit der Welt sich eins fühlt und also glücklich ist. Goethe als Möglichkeit des vollkommenen Menschseins! Der Mensch ist zum Glücke bestimmt, nicht zum Elend. Das scheint vorerst ein «bloßer» Glaube zu sein; doch jeder wahre Glaube ist schöpferisch und schafft die Welt zu seinem

Bilde um. Und so geht denn unzähliges Gute und Schöne, das in der Welt noch wirkt, auf mannigfachen Wegen zu Goethe zurück.

Und in diesem persönlichsten Glauben an das Bejahende und an die Liebe weiß sich der Interpret mit dem Dichter eins. Darum auch die immer wiederholte, zunächst befremdliche Ablehnung des «Geschlechtes unserer Tage», weil Staiger dieses Geschlecht auf Angst, Sorge, Verzweiflung verschworen sieht. «Heute, als in einer Zeit des Unglaubens...» (279). «In unsern Tagen, da die Sorge zu hohen Ehren gelangt ist...» (301). Unser Geschlecht, «dem Glück als Frevel, Verzweiflung als Mut und Tugend gilt» (253). Und so bildet, seltsam genug, das Heute für Staiger die dunkle Folie, den Hintergrund, von welchem sich Goethes leuchtende Gestalt abhebt.

Manchmal überkommt einen bei der Lektüre des Buches das Gefühl, der Autor besitze all das, wovon er spricht, so selbstverständlich, es sei ihm so einverleibt, daß er eigentlich wie mit sich selber rede, indem er Goethe erklärt. Und dann ist es wieder nicht er selber, sondern Goethe umschreibend spricht er Goethe an, ganz frei und souverän,

«Wie spricht ein Geist zum andern Geist».

Arthur Häny

Krieg und Politik im Roman

James Aldridge kehrt in seinem neusten Roman *Der Diplomat* einmal den berühmten Satz von Clausewitz um und behauptet, die Diplomatie und damit die Politik der Uno seien eine Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln [1]). Die Bestätigung bekommen wir in diesem hochaktuellen und spannenden Werk aus der Nachkriegszeit: Ein junger Schotte, ursprünglich Geologe, wird Ende 1945 als Assistent einer Sonderbotschaft mit Lord Essex nach Moskau und später nach Asserbeidschan gesandt, um zu untersuchen, inwieweit sich Rußland dort einmische. Der Schotte war schon früher in Iran gewesen und stellt für sich in wissenschaftlicher Objektivität fest, daß die Unruhen echt, d. h. nicht von Rußland genährt seien. Eine solche Version würde nun aber den diplomatischen Zielen Lord Essexs und Englands zuwiderlaufen, und so müssen sich ihre Wege trennen. Die Auseinandersetzung wirft ihre Wellen auch im Londoner Unterhaus. — Was in diesem Buch erzählt wird, spricht gegen die offizielle englische Politik; daß es überhaupt geschrieben wurde, spricht für England.

In den Darstellungen des Krieges selber erwartet natürlich niemand mehr die Eleganz diplomatischen Geplänkels und geistreicher Anspielungen. Die Aufzeichnungen des Obergefreiten *Felix Hartlaub* zum Beispiel, die man als den genauesten und besten deutschen Kriegsbericht bezeichnet hat, tragen den Titel *Von unten gesehen* [2]). Kaum könnte man sich einen größeren Gegensatz zum Diplomaten-Roman vorstellen, denn was hier, z. T. stichwortartig, registriert wird, könnte dem Blickfeld eines Insekts entsprechen. Trotzdem spürt man die meist verborgene Teilnahme eines sensiblen Menschen. Hartlaub erlebt den Krieg in der Etappe, im besetzten Paris — weniger snobbistisch als Jünger —, in Rumänien, im Führerhauptquartier, dieser «toten Mitte des Taifuns». Seinem Beruf nach Historiker, hat er das ehrenvolle und gefährliche Amt erhalten, Archivar am Zettelkasten des Kriegstagebuches zu sein. Obschon niemals Parteimitglied, distanziert er sich nicht vom Geschehen, um dann später die Hände in Unschuld waschen zu können —, Hartlaub wird seit dem April 1945 vermißt —, er fühlt sich im Gegenteil durch den Strudel mitgerissen und darum mitschuldig.

Das ist der Blick auf den Leviathan von einem, der das Gesicht bewahrt hat. (Gewisse Offiziere des Hauptquartiers, die «in Schönheit sterben wollen», werden allerdings eher ironisch geschildert.) Ein solcher Blick kann aber auch den Verlust der Haltung verursachen. Das ist der Fall in *Arno Schmidts* erstem Sammelband, der ihn rasch berühmt machte, vor allem im Mittelstück *Leviathan,* und ebenso in seinem zweiten Werk *Brands Haide* [3]). Jedenfalls führt dieser Dinamitero der Sprache, für den Hemingway schon eine vergangene Episode ist, recht rabiat ins Feld. Für Christen und Lebensgläubige hat er nicht viel übrig; das beste, denkt er,

sei die Hoffnung, daß diese scheußliche Erde bald untergehe. Vorläufig duckt er sich mit andern Flüchtlingen vor Querschlägern, philosophiert in überfüllten Güterwagen über die Endlichkeit der Welt, treibt Astronomie und Mathematik, ... ein verzweifelter Intellektueller. Dabei klingt die Sprache aber nicht etwa blutlos, sondern stark, und die sprunghaften Ausbrüche, ähnlich wie bei Joyce und Döblin, werden erst im zweiten Band zur Manier. Wenn man von Hartlaubs genauen Eintragungen kommt, finden die vielen «Ver-rücktheiten», die schockierenden Stichwörter und manches, was zur Maschinerie einer Zeitlupenaufnahme zu gehören scheint, eine natürliche Erklärung. Der glatte, fließende Stil der Vergangenheit hätte zur Darstellung dieser fürchterlichen Zeit kaum gepaßt.

Den (negativen) Beweis liefert *Emil Barth* im *Enkel des Odysseus* [4]). Während der Afrikakämpfe Rommels wird ein junger Flieger, der in seinem Zelte noch an einer Abhandlung über die Odyssee arbeitet, zu einem Erkundungsflug befohlen. Die feindliche Abwehr trifft das Flugzeug und zwingt ihn zum Absprung. Er, der sich trotz aller Bewußtheit fernster Räume an die Uhrzeit gehalten hatte, fällt in die Unzeit und erkennt erst damit die gültigen Dimensionen. Barth erzählt von diesem Schicksal in gepflegter, ein bißchen selbstgefälliger Sprache, mit ruhigem Atem. Die antike wird mit der modernen Odyssee kontrapunktisch verschränkt — nach bewährten Vorbildern, nur, scheint mir, lebt hier nicht beides miteinander.

Die meisten erfolgreichen Autoren der letzten Jahrzehnte schreiben derber, ungehobelter. Amerikaner haben den Ton angegeben, der sich von Jüngers verhaltenem Pathos sehr unterscheidet. Bei Hemingway, Faulkner, N. Mailer, Koestler wimmelt es von fluchenden Männern, Wisky-saufenden Obersten. Trotz aller Derbheit drängt sich aber je und je der Eindruck auf, man habe es mit einer grundehrlichen Haut zu tun. Politisch schreiben sie natürlich nur im weitesten Sinne; die meisten kommen von links.

Die heftige Reaktion mit *Hemingways Über den Fluß und in die Wälder* hing damit zusammen, daß man vielerorts die eingestreuten schlechten Urteile über Montgomery und Patton nicht gern hörte [5]). Die Liebesgeschichte des amerikanischen Infanterieobersten Richard Cantwell mit der jungen venezianischen Adligen Renata ist keineswegs skandalös. Zuerst wird von einer Entenjagd erzählt, dann, wie der glänzende Schütze seinen Leib nur mit Drogen aktionsfähig erhält, dann vom Gespräch mit dem Fahrer Jackson, ... all das als Hintergrund für die späteren Gefühle. Der fünfzigjährige, verbrauchte Offizier erlebt die Schönheit Renatas und Venedigs in bitterem Ernst. Er stirbt nach dem Abschied. Ein Tod in Venedig — als Weekendgeschichte aufgezogen.

Wie sich hier Amerika und Italien begegnen, so in *Koestlers Gottes Thron steht leer* Amerika und Rußland [6]). Bei Hemingway starb der amerikanische Oberst der Besetzungsarmee, und Renata, die Europäerin, wird weiterleben. Bei Koestler hören wir am Schlusse vom Begräbnis des lebensfreudigen Europäers Monsieur Anatole. — Im Mittelpunkt aber steht Hydie, die junge Amerikanerin, deren Gebet «Laß mich an etwas glauben» lautet. Sie trifft den russischen Kulturattaché Fedja Nikitin, der als einziger in diesem Capua der Geister die Kraft der Entschiedenheit besitzt und sie deshalb befriedigt. Nachdem sie seinen Glauben als eine Illusion durchschaut hat, schießt sie auf ihn; denn er ist ja der Vorkämpfer jener Macht, welche die schlappen Vertreter des Westens wegfegen will. Koestler war früher Kommunist; er schreibt diesen halben Zukunftsroman als Kassandraruf, voller Einsicht in die nicht bloß politischen, sondern vor allem menschlichen Angriffsmöglichkeiten eines kraftvoll-primitiven Bolschewisten. Wir leben in der Epoche der Verwirrung, der Sehnsucht, daß Gottes Thron wieder da stehe — «The Age of longing» heißt der Originaltitel — und verfallen darum um so leichter einer politischen «Gläubigkeit». «Gottes Thron stand leer, und durch die Welt wehte ein kalter Zugwind, wie in einer leerstehenden Wohnung vor dem Einzug der neuen Mieter».

Die Schar der Intellektuellen und Flüchtlinge beleben vor allem die interessanten Diskussionen. Ein Volk der Kaffeehäuser, dieser Wartezimmer Europas, entwurzelt, gescheit und ehrlich. Wenn man bemerkt, daß eher von Literaten als von eigentlichen Menschen die Rede ist, können wir daraus weniger dem Verfasser als unserer Zeit einen Vorwurf machen.

Faulkners Griff in den Staub ist mehr als Zeitroman und steht überhaupt, vom Dichterischen aus betrachtet, an erster Stelle [7]). Wie simpel ist dieses immerhin halbwegs politische Motiv: In den Südstaaten soll ein Neger gelyncht werden, weil man vermutet, er habe einen Weißen erschossen. Zwei junge Burschen und eine energische alte Frau fühlen sich verpflichtet, die Schuldfrage zu klären, und wühlen in der Nacht das Grab des Weißen auf. Er war von einem andern erschossen worden. — Der Griff in den Staub hat sich also gelohnt; die Mutigen haben eingegriffen in den Klüngel barbarischer Gewohnheitsrechte und, hier und jetzt, nicht etwa als Idealisten und Weltverbesserer, der Menschlichkeit eine Lanze gebrochen.

Faulkner erlebt die Welt als kaum zu durchdringendes Gewimmel — nicht gerade als Leviathan wie Arno Schmidt —, und er «meistert» die Sprache zum Leidwesen vieler Leser keineswegs. Die manchmal seitenlangen Sätze brechen über uns hehr, gewaltig und herrlich, und es ist an uns, den Weg zu bahnen — wie der Mensch im Leben, ... «indem er sich in die wimmelnde Geballtheit der Welt einfresse wie eine Motte in den Wollstoff durch den physischen Akt des Kauens und Schluckens der Substanz von dessen Schuß und Kette und so die ganze Geschichte der Menschheit zu einem Teil seiner selbst und seines Gedächtnisses machte, sie umsetzte oder gar vielleicht durch den Kauprozeß aufgebe, preisgebe, verschlinge, um das hochmütige, eitelhoffärtige winzige Etwas, das er sein Gedächtnis, sein Selbst, sein Ich nennt, einzuschmelzen in die wimmelnde anonyme Geballtheit der Welt ...» (S. 232). — So versteht man die politischen Glossen: Das Negerproblem könne nicht durch die gesetzmäßige Gerechtigkeit des Nordens gelöst werden, sondern müsse die Lösung im Süden selber finden, so wie durch diesen Griff in den Staub. Die Eigenständigkeit sei zu hüten: Es gebe ohnehin zu wenig echte Amerikaner gleich wie zu wenig echte Schweizer (S. 173).

Man vergleiche mit Faulkner, Koestler, Hemingway einen früheren Roman Thornton Wilders, der gewiß niemals im Schneckenhaus geschrieben hat, um die Wucht der neuen, insbesondere der amerikanischen Romane und ihre politische Gebundenheit zu erkennen. *Die Cabala* und *Dem Himmel bin ich auserkoren* wirken noch beinahe privat, z. T. gesund humoristisch und sind frei von jenem verängstigtem Hinstarren auf die Zweiteilung der Erde [8]).

Weit hinab in die Untiefen der Wirklichkeit führt *Georg K. Glasers* lose gefügter Bericht *Geheimnis und Gewalt* [9]). Er erschien zuerst in französischer Übersetzung — Glaser lebt jetzt als Handwerker in Paris — und wurde von der Presse hoch gerühmt. Es ist eine bekenntnisreiche Autobiographie. Der verstoßene Knabe wird zum Vagabunden, erlebt das Elend der Landstraßen und der Slums, wird deutscher Kommunist, ein mutiger Kämpfer gegen die Nationalsozialisten, Soldat Frank-

---

[1]) James Aldridge: Der Diplomat («The Diplomat», übersetzt von Rudolf Frank), im Steinberg-Verlag, Zürich 1952. Es stören die orthographischen Fehler: Kleinschreibung der substantivierten Adjektive. [2]) Felix Hartlaub: Von unten gesehen, Impressionen und Aufzeichnungen, herausgegeben von Geno Hartlaub. K. F. Koehler Verlag, Stuttgart 1950. [3]) Arno Schmidt: Leviathan, bei Rowohlt, Hamburg 1949. Enthält: «Gadir oder Erkenne dich selbst», «Leviathan oder Die beste der Welten», «Enthymesis oder W.I.E.H.». Arno Schmidt: Brands Haide, bei Rowohlt, Hamburg 1951. [4]) Emil Barth: Enkel des Odysseus. Claassen Verlag, Hamburg 1951. [5]) Ernest Hemingway: Über den Fluß und in die Wälder («Across the river and into the trees», übersetzt von A. Horschitz-Horst). Hamburg 1952, Lizenzausgabe im Steinberg-Verlag, Zürich. [6]) Arthur Koestler: Gottes Thron steht leer («The Age of longing», übersetzt von K. U. von Hutten). S. Fischer Verlag, Frankfurt 1951. [7]) William Faulkner: Griff in den Staub («Intruder in the Dust», übersetzt von Harry Kahn). Fretz & Wasmuth, Zürich 1951. [8]) Thornton Wilder: Die Cabala («The Cabala», 1926, übersetzt von H. Herlitschka). S. Fischer Verlag, Frankfurt 1951. Thornton Wilder: Dem Himmel bin ich auserkoren («Heaven's my destination», 1935, übersetzt von H. Herlitschka). S. Fischer Verlag, Frankfurt 1951. [9]) Georg K. Glaser: Geheimnis und Gewalt, 2 Bd. Vineta-Verlag, Lausanne 1951. Viele Druckfehler. [10]) Stefan Andres: Die Arche, 2. Band der «Sintflut». Piper-Verlag, München 1951. [11]) Stefan Andres: Weinpilgerbuch. Strüdersche Verlagsanstalt, Neuwied 1951.

reichs und Kriegsgefangener. Glasers Aufrichtigkeit kennt keine Grenzen, und so verschmerzt man den Mangel an Zucht und Maß im Stile leicht. Das Milieu der Arbeiter im Saargebiet, später die Menschen in den Werkstätten der französischen Staatseisenbahnen werden «von unten gesehen»; doch allmählich befreit sich dieser moderne Simplizissimus von den Begriffslehren der Partei.

Stefan Andres betrachtet Sozialisten, Nationalsozialisten, Christen im zweiten Band der Sintflut-Trilogie, der *Arche,* in neutralerer Perspektive [10]). Das ist natürlich, weil sich dieser Roman von der Realität bewußt distanziert. Dem Theologiestudenten Lorenz, dem Adoptivsohn eines Juden und natürlichen Sohn des Waffenministers Schmitz, gelingt es, dank seiner Verbindung mit dem Diktator Moosthaler — dem «Normer», dessen Heraufkunft im vorhergehenden Band geschildert worden war —, den jüdischen Vater vorläufig zu befreien. Er und seine Freunde, die Vertreter der innern Emigration, ziehen sich dann in die Schweiz zurück, in den Tessin, diese Arche, die in einen interessanten Gegensatz zu einem Flüchtlingsheim am Genfersee gesetzt wird. Andres geht den Spuren des alten Europa nach und findet sie bei Lorenz, dem weisen Goldschmied Clemens, dem franziskanischen Narren Don Evaristo. (Er findet sie auch an Orten alter Weinkultur, wie er jüngst im köstlichen «Weinpilgerbuch» gezeigt hat [11]).) Viel Treibgut schwimmt um die Menschen guten Willens in der Arche: Heroische Nihilisten, Linksradikale, Snobs. Aber sie hat ihren festen Anker.

Hans Bänziger

Der zweite Weltkrieg

Der II. Band des Buches über den zweiten Weltkrieg von *Walter Görlitz* ist geeignet, den Eindruck fortzusetzen, den der in der Septembernummer 1952 besprochene I. Band bereits erweckte: Görlitz' Arbeit ist kein Geschichtswerk, das mit geschichtswissenschaftlichen Maßstäben zu beurteilen ist [1]). Nach der Ansicht des Autors gehört es «zu den Kriterien des weltanschaulichen, totalen Krieges, daß der Sieger dem Besiegten auch die Möglichkeiten nimmt, sich aus den eigenen Archiven über seine eigene Vergangenheit klar zu werden». Diese Feststellung des Verfassers kann als eine teilweise Erklärung dafür gelten, daß sein «um der Wiedergewinnung unserer Souveränität willen» unternommenes Wagnis, wenigstens «die Grundzüge der Entwicklung» des letzten Weltkrieges zu klären, in beiden Bänden ohne wirklich befriedigendes Ergebnis geblieben ist.

Das ersichtlich große Bemühen von Görlitz, das ihm infolge der Unzugänglichkeit der amtlichen Akten und aus Mangel an eigener Erfahrung fehlende Wissen durch Befragung und Mitarbeit «zahlreicher ehemals führender Offiziere» der Wehrmacht auszugleichen, hat beachtliche Ergebnisse in der Sammlung von Material gezeitigt, hat aber den Ausfall der unersetzbaren Originalquellen naturgemäß nicht wettmachen können; es hat auch nicht vermocht, dem Verfasser den erforderlichen Überblick im Urteil zu sichern, sowie das Maß an militärischem Fachwissen zu vermitteln, das eine Voraussetzung zur Gestaltung des vorwiegend militärischen Stoffes war.

Der II. Band, dem ein Literatur- und ein Personenverzeichnis beigegeben sind, behandelt das Geschehen der Kriegsjahre 1943/45 im europäischen Raum, beginnend mit dem Feldzug in Italien 1943/44 und endend mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht im Mai 1945. Der zum Gesamtbild gehörende Teil des Krieges, der sich im Fernen Osten abspielte, ist nicht erwähnt.

Von besonderem Wert ist das umfangreiche Kapitel des II. Bandes «Krieg ohne Gnade», in dem der Einfluß des Partisanenkrieges auf die moderne Kriegführung sowie sein Wesen und seine Erscheinungsformen auf den verschiedenen europäischen Kriegsschauplätzen politisch, militärisch und psychologisch eindrucksvoll geschildert worden sind. Görlitz beschließt dieses wichtige Kapitel mit der Feststellung: «Der Partisanenkrieg war eine jener Fronten, die schon im Kriege

---

[1]) Walter Görlitz: Der zweite Weltkrieg 1939—1945. Steingrüben-Verlag, Stuttgart, I. Band 1951, II. Band 1952.

das Gesicht des künftigen Friedens prägten, doch die großen demokratischen Mächte verloren hier die Schlacht auf der ganzen Linie».

Die wenig substantiierte und nicht selten sprunghafte Behandlung der militärischen Operationen beeinträchtigt die Darstellung ihres Verlaufs und ihrer Auswirkung auf die Nachbarn und auf das Gesamtgeschehen. So sind z. B. die Kapitel XXIII und XXIV, die sich mit den Ereignissen der Jahre 1943/44 an der Ostfront befassen, in der Schilderung und Bewertung der Handlungen sehr unvollständig und zu einseitig vom Standpunkt der Heeresgruppe Süd (Manstein) gesehen.

Das Kapitel «Der 20. Juli 1944» weist keine neuen Fakten und Gesichtspunkte auf, die das Problem des inneren Widerstandes in bemerkenswert anderer als der bisher bekannten Beleuchtung erscheinen lassen. Die These des Verfassers, daß die Vereinigung der Ämter des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers in der Person Hitlers am 2. August 1934 der Verfassung (von Weimar) zuwiderlief, dürfte staatsrechtlich nicht zu halten sein. Die Reichsregierung war durch das Gesetz über den Neuaufbau des Reiches vom 30. Januar 1934 ermächtigt, «neues Verfassungsrecht zu setzen. Die Legalität des Regierungsgesetzes vom 1. August 1934 über die Ämtervereinigung war, gemessen an der damaligen Verfassungslage, gegeben, die Frage der Legitimität (also der inneren Berechtigung) der getroffenen Entscheidung bleibt dabei außer Betracht. Mit einer verfassungswidrigen Handlung hat die eilige Ineidnahme der Reichswehr auf Hitler (2. August 1934) nichts zu tun gehabt.

Friedrich Hoßbach

DES REVENUS DE L'ETAT

Les revenus de l'Etat sont une portion que chaque citoyen donne de son bien pour avoir la sûreté de l'autre, ou pour en jouir agréablement.

Pour bien fixer ces revenus, il faut avoir égard et aux nécessités de l'Etat, et aux nécessités des citoyens. Il ne faut point prendre au peuple sur ses besoins réels, pour des besoins de l'Etat imaginaires.

Les besoins imaginaires sont ce que demandent les passions et les faiblesses de ceux qui gouvernent, le charme d'un projet extraordinaire, l'envie malade d'une vaine gloire, et une certaine impuissance d'esprit contre les fantaisies. Souvent ceux qui, avec un esprit inquiet, étaient sous le prince à la tête des affaires, ont pensé que les besoins de l'Etat étaient les besoins de leurs petites âmes.

Il n'y a rien que la sagesse et la prudence doivent plus régler que cette portion qu'on ôte et cette portion qu'on laisse aux sujets.

Ce n'est point à ce que le peuple peut donner qu'il faut mesurer les revenus publics, mais à ce qu'il doit donner; et si on les mesure à ce qu'il peut donner, il faut que ce soit du moins à ce qu'il peut toujours donner.

Montesquieu in «Esprit des Lois»